

Frauenstimme

Nr. 23 * 44. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

10. November 1927

Das Schicksalsbuch der Entgleisten

Seit vielen Wochen wird im Reichstag ein neues Strafgesetzbuch beraten. Es soll, wahrscheinlich auf Jahrzehnte, die Grundlage der deutschen Rechtsprechung sein. Sein Geist und sein materieller Inhalt wird bestimmend sein für das Lebensschicksal von Hunderttausenden unserer Volksgenossen. Sind doch allein im Jahre 1925 über eine halbe Million Menschen in Deutschland wegen Verbrechen oder Vergehen gegen die Reichsgesetze verurteilt worden.

In der Hauptsache handelt es sich dabei um Männer und Frauen aus dem Proletariat und um proletarische Jugend. Nicht etwa darum, weil im Proletariat ein größeres Maß verbrecherischer Anlagen und kranken Willens vorhanden wäre, sondern deshalb, weil die Lebensbedingungen des Proletariats, seine Wohnungs-, Nahrungs-, Arbeits- und nicht zuletzt seine Bildungsnot der günstigste Nährboden sind für die Entwicklung ererbter schlechter Anlagen, ganz ebenso wie Malaria und Tuberkulose und andere verheerende Volkskrankheiten ihre Opfer in der Hauptsache in den Arbeiterquartieren finden.

Dieser Umstand aber ruft gerade die proletarischen Frauen und Mütter auf, mit wachem Herzen und tätigem Willen von außen her an der Gestaltung des neuen Rechtes mitzuarbeiten, sie, die am schwersten tragen unter veraltetem Vergeltungsrecht und Klassengesetzen.

Gewiß muß die Gesellschaft gesichert sein gegen Schädlinge. Wir sind die letzten, uns dem entgegenzustellen, denn als Sozialisten steht uns die Gemeinschaft über dem einzelnen. Aber dieser Schutz der Gesellschaft muß sich vereinen lassen mit der größtmöglichen humanen Behandlung des Rechtsbrechers. Der Gedanke, daß die Gesellschaft einen großen Teil Verantwortung trägt für die Schuld des einzelnen sollte den Gesetzgeber eines neuen Strafgesetzbuches nie verlassen. Mit Recht ist in diesen Tagen ein Schrei der Entrüstung durch die Linkspresse gegangen, als nach zähem Kampf die Strafrechtskommission des Reichstages mit siebzehn gegen elf Stimmen die Beibehaltung der Todesstrafe im Strafgesetz beschloß. Aber was uns als Frauen am meisten schmerzt, ist, daß unter den siebzehn bürgerlichen Anhängern der Todesstrafe auch eine Frau war. Einen Augenblick schien es, als ob selbst die Männer der bürgerlichen Fraktionen erschreckt den Atem anhielten, als das Bekenntnis zur letzten grausamen Vergeltung so kalt und ohne innere Hemmung von weiblichen Lippen kam.

Es wird die Verpflichtung der nächsten Monate sein müssen, daß Millionen deutscher Frauen ihren Willen zur unbedingten Erhaltung des Lebens so laut wie möglich hinausrufen. Die Todesstrafe ist ein Strafmittel längst vergangener Zeiten. Roh und barbarisch trifft sie nicht nur den Rechtsverbrecher, sondern sie befehlt den, der sie verhängt, den, der sie vollzieht, aber am meisten den, der sie zum gesetzlichen Strafmittel erhebt, obwohl er die Macht gehabt hätte, es zu verhindern.

Es gibt keinen Zweck, der sie heiligt. Und wenn man uns heute immer wieder auf Sowjetrußland hinweist mit seiner großen Zahl von Blutraketen, so muß gesagt werden, daß wir es als die größte Schmach und die größte Verflüchtigung an der Sache des Proletariats betrachten, daß Rußland glaubt, mit dieser barbarischen, mittelalterlichen Strafmethode die Macht der Arbeiterklasse befestigen zu können.

Neben der Todesstrafe und als ihr Ersatz bei Begnadigung steht die lebenslange Zuchthausstrafe — neben dem

Töten von Staats wegen das Lebendigbegraben. Auch der Antrag der Sozialdemokraten an Stelle der Lebensstrafen Höchststrafen von 15 Jahren einzuführen, ist von der bürgerlichen Mehrheit des Strafrechtsausschusses abgelehnt worden.

Bei Todesstrafe und lebenslanglichem Zuchthaus haben sich die Verteidiger immer wieder auf die Volksstimme berufen. In einem Kreis von Juristen merkwürdig genug, wenn man zum Beispiel daran denkt, wie in Tausenden von öffentlichen Versammlungen die Volksstimme die Freigabe der ärztlichen Schwangerschaftsunterbrechung gefordert hat, ohne daß diese Volksstimme je Gehör gefunden hätte.

Unser Angriff auf das alte Strafsystem, unser Kampf für humanere Strafen ist vorderhand von den alten Mächten abgewehrt. Aber es war nicht der Endkampf. Und die Sozialdemokratie ist auf keinen Fall gewillt einem Strafgesetzbuch ihre Zustimmung zu geben in dem die Todesstrafe noch enthalten ist.

Ebenso geschlossen standen die Bürgerblockparteien unserem Antrag gegenüber, die untere Grenze der Strafmündigkeit auf das sechzehnte Lebensjahr zu erhöhen. Gewiß ist die strafrechtliche Behandlung Jugendlicher heute milder als vor der Revolution. Der Jugendrichter kann auch auf Erziehungsmaßnahmen erkennen. Aber er kann auch auf Gefängnis erkennen. Und es ist kein Zufall, daß unter den Rückfallverbrechern sich eine so große Zahl in jugendlichem Alter schon Vorbestrafter befindet. Junge Menschen brauchen gütige Erziehung. Und je schwerer sie sich der Umwelt anpassen, um so notwendiger ist das. Diese Erkenntnis fehlt leider auch manchmal bei den proletarischen Eltern. Die Zeit der Geschlechtsreife vom vierzehnten bis zum siebzehnten Lebensjahr ist oft ausschlaggebend für das ganze weitere Leben, und die staatliche Gemeinschaft hat die Pflicht, wo Eltern aus Not, Krankheit oder Unfähigkeit versagen, dieser Jugend mit verdoppelter Fürsorge zur Seite zu stehen — nicht aber sie zu verurteilen. Schlimm genug, daß unsere Kinder so früh schon in den Erwerb hinausgetrieben werden und damit eine Fülle moralischer Gefahren an die noch Ungefestigten herantritt. Ist es ihre Schuld? Mit Bitterkeit erhebt man diese Frage in einem Augenblick, wo die Reichsregierung ein Schulgesetz vorlegt, das eine Milliarde Unkosten veranlaßt, nur um die Kinder des einen Volkes fein säuberlich nach kirchlichen Bekenntnissen zu trennen. Wäre es nicht eines Kulturovolkes würdiger, unseren Volksschülkern ein weiteres Bildungsjahr zu geben und sie damit gleichzeitig zu schützen vor den moralischen Gefahren, die der unerhört frühe Existenzkampf für unsere proletarische Jugend bedeutet. Mehr Bildung und mehr Jugendschutz bedeutet weniger Verbrechertum und weniger Gefängnisse. Hier und nur hier beginnt der wirksame Schutz der Gesellschaft.

Zwei Dinge sind sicherlich ein Fortschritt in dem neuen Entwurf: das ist einmal die Tatsache, daß neben dem Vergeltungszweck der Strafe nun auch der Erziehungszweck tritt, die ernste Absicht, dem Rechtsbrecher zu helfen, daß er sich wieder in die soziale Umwelt hineinfinde. Ein Gedanke, der noch stärker und reiner in dem Entwurf des Strafvollzugsgesetzes zum Ausdruck kommt. Und zweitens, daß bei der Bemessung der Strafe nicht mehr wie bisher die Tat den Ausschlag geben soll, sondern daß der Richter in den Mittelpunkt seines richterlichen Ermessens die Persönlichkeit des Täters zu stellen hat. Den Täter zu beurteilen nach der Gesinnung, die den Antrieb zur verbrecherischen Handlung gegeben hat, nach der Umwelt, in die er gestellt

war und die ihn beeinflusst hat, nach seiner körperlichen und seelischen Veranlagung, ist sicher an sich die einzige Methode, die Gewähr bieten kann für ein gerechtes Urteil. Aber dem Richter wird damit eine ungeheure Freiheit der Strafzumessung in die Hand gegeben. Und es ist ein Unglück, daß in einem Augenblick, in dem dieser durchaus fortschrittliche Gedanke im Strafrecht zum Durchbruch kommt, das deutsche Volk von so bitterem und berechtigtem Mißtrauen gegen die überwiegende Mehrheit der Richter erfüllt ist. Was werden diese reaktionären, der Arbeiterklasse fremd, wenn nicht gar feindlich gegenüberstehenden Richter mit der großen Freiheit des richterlichen Ermessens anfangen? Es ist nicht schwer zu prophezeien. Und darum stehen wir auch diesem Fortschritt des Strafgesetzbuches mit Mißtrauen gegenüber.

Eines aber haben die bisherigen Verhandlungen des Strafrechtsausschusses mit großer Klarheit ergeben. Die Vertreter der deutschen Arbeiterklasse im Reichstag sind zahlenmäßig nicht stark genug, um die berechtigten Forderungen nach Erneuerung des Strafrechtes durchzusetzen. Alle unsere Anträge sind von der bürgerlichen Mehrheit abgelehnt worden. Möge nun die Stimme des Volkes, auf die sich eben diese Mehrheit immer — und wie wir glauben zu Unrecht — beruft, sich endlich so laut und vernehmbar erheben, daß sie auch durch die dicken Mauern des Reichstages dringt und dort eine humanere und sozialere Gestaltung des neuen Strafrechtes erzwingt.

Toni Pfülf.

Frauen in den Wahlen.

Ueber die Frauenbeteiligung an den letzten Thüringer Landtagswahlen finden wir in dem Novemberheft der „Frau“ einige interessante Zahlen. Es zeigt sich, daß im 4. Wahlkreis, in dem in einer Reihe von Bezirken Männer- und Frauenstimmen getrennt gezählt wurden, 83 Proz. der wahlberechtigten Männer, aber nur 71½ Proz. der wahlberechtigten Frauen gewählt haben. Der Rückgang der Frauenstimmen verteilt sich auf alle Parteien, aber er verteilt sich nicht gleichmäßig. Die Rechtsparteien, die eine Einheitsliste aufstellten, haben noch immer mehr weibliche als männliche Wähler — auf 100 Männerstimmen kommen 109,6 Frauenstimmen. Den stärksten Prozentsatz weiblicher Wähler gegenüber den männlichen hatte die Aufwertungspartei mit 119 Frauenstimmen auf 100 Männerstimmen. Das Zahlenverhältnis ist bei der Sozialdemokratie 95,3, bei der Wirtschaftspartei 97,9, bei der Demokratischen Partei 91,8, bei der kommunistischen Arbeitsgemeinschaft 86, bei der Deutschvölkischen Freiheitsbewegung 78,1, der Kommunistischen Partei 77,4, und der Nationalistischen Arbeiterpartei 73,2.

Diese Zahlen sind ein deutlicher Beweis dafür, wieviel Aufklärungsarbeit noch geleistet werden muß. Sie zeigen aber auch, daß noch viele Frauen für die Sozialdemokratie zu gewinnen sind. Ein großer Teil der Kleinrentnerinnen, die für die Aufwertungspartei gestimmt haben, gehört zweifellos nach ihrer Lebenshaltung zum Proletariat, und andererseits werden auch viele Wählerinnen der kommunistischen Parteien schließlich erkennen, daß ihnen mit Radau und großen Worten nicht in ihren Nöten geholfen werden kann. T. B.

Heibaudi!

Welch sonderbares Wort! Keine Angst, teure Leserin, es verbirgt sich dahinter keine Umarbeitung oder Fortsetzung des in Buchstaben glänzend verchlungenen zuckerfüßen Romanes „Heidi“, auch keine neue, epochenmachende Zigarettenmarke, kein noch nie dagewesener Monumentalfilm, auch keine neue, allein stant- und seligmachende Gymnastikmethode, sondern: diese eigentümliche Wortbildung ist zusammengesetzt aus den Worten „Hauswirtschaftliche Einkaufsberatung und Auskunft-Dienst“, Am Karlsbad 12/13. Diese gemeinnützige Einrichtung wurde geschaffen von der Zentrale der Hausfrauenvereine Groß-Berlin, und was man auch sonst gegen die Hausfrauenvereine haben mag, man muß zugestehen, diese Sache ist ihnen gegliedert.

In dem kleinen, der „Heibaudi“ zur Verfügung stehenden Ausstellungsraum hat man versucht, neuartige, praktische und sachfraulich erprobte Haushaltsgeräte zusammenzutragen. Der Beitragende ist, der Hausfrau unrationelle Arbeit, Enttäuschungen und Ärger zu ersparen. Von der Vorzeigung großer, kostspieliger Maschinen ist abgesehen worden, und man hat sich auf das beschränkt, was dem Geldbeutel des vermögensebenen Mittelstandes, zum Teil auch des Proletariats, erschwinglich ist.

Ein Rundgang durch die kleine Ausstellung unter sachverständiger, gern auskunftbereiter Führung zeigt uns gute Holzgeräte, die den sogenannten Sommertempel der Hausfrauenvereine als Garantie der Haltbarkeit tragen. Holzöffel mit Säureverzug widerstehen dem Eindringen der kochenden Speise, Schüsselwintersäge und Fleischbretter sind mit Schieferlack überzogen, um der Nässe keinen Einlaß in das Holz zu gewähren und damit auf lange Haltbarkeit der Geräte hinzuwirken. Ein praktisches kleines Reisebügelbrett läßt sich bequem in jedem Koffer verstauen. Für kleinere Waschkübeln hat sich die Silex-Masse als Herstellungsmaterial besonders

bewährt. Interessant ist auch die Bewir-Wäscherotation, eine an die Stelle der bekannten „eisernen Wackfrau“ getretene kleine Waschmaschine, die durch ständige Bewegung der kochenden Wäsche und Luftzufuhr in dieselbe der Hausfrau das sehr anstrengende, stundenlange Arbeiten am Waschbrett ersparen will. Bewir ist sie für den Arbeiterhaushalt mit etwa 20 Mark immer noch zu teuer, aber das hieße einmal wirkliche Solidarität der Frauen beweisen, wenn mehrere in einem Hause gemeinsam sich einen solchen Apparat anschaffen würden, der bei der großen Wäsche dann reichum geht.

In einer Ecke finden wir praktische Besen und ähnliches beisammen. Den ersten Platz behaupten die wirklich vorzüglichen Mop-Fabrikate mit den langen, weichen Wollfäden. Die Besen halten mit wenig Mühe den Fußboden blank und staubfrei, — sie sind der Staubsauger der kleinen Leute. Der ursprünglich sehr hohe Preis von 7,50 M. für den Besen hat infolge des zunehmenden Verbrauchs auf 3,50 M. herabgesetzt werden können. Bei noch weiterer Verbreitung des Besens soll der Preis entsprechend noch mehr heruntergesetzt werden. Erschwinglich dürfte auch der Proletarierfrau der für einige Groschen erhältliche Mop-Pinsel für die Abwäsche sein, der die Tätigkeit des Abwaschluchs tadellos übernimmt, aber sauber und trocken am Stielende angefaßt wird. Weiterhin sieht man an Besen und Schrubbren statt der üblichen Borsten solche aus Gummi und Messing, die sich bezüglich der Haltbarkeit und Reinigungskraft gut bewährt haben sollen. Auf einen Handfeger kann der Stiel auch von der anderen Seite aufgesetzt werden, wenn sich die eine Borstenhälfte abgenutzt hat. Ein Mop-Besen ist mit gebogenem Stiel hergestellt, um damit leicht unter und auf die Schränke gelangen zu können. Interessant sind die röhrenförmige Kohlen-schäufel, die keine Asche beiseite fallen läßt, der Mülleimer, der von der alle Hände voll habenden Hausfrau mittels Fußöffner geöffnet wird und der Aufwischbesen „Wischig“. Dieser trägt das nach Bedarf zu erneuernde Aufwisch Tuch am unteren Besenende; beim Aufwischen breitet es sich pilzförmig am Boden aus und ausgedrückt wird es durch feste spiralförmige Aufrollung am Stiel mittels eines Stahlringes, erspart also den Händen schmutzige, grobe Arbeit. Auch dieses Fabrikat ist von zirka 7 M. auf 3,50 M. heruntergegangen. Die ewige Schürze aus abwuschbarem Gummistoff fehlt gleichfalls nicht. Daneben sieht man Geschirrabsteller, in denen das sauber nachgespülte Geschirr an der Luft trocknet und für den täglichen Bedarf immer griffbereit dasteht.

In einem besonderen Schrank sind Einkochgläser aus nicht springendem Jenaer Glas ausgestellt, und weiterhin hat man gefällig aussehendem, feuerfestem Geschirr seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Daneben sieht man das nichtrostende (Nirosta) Küchenmesser, Milchlocher mit Einsatz zur Verhinderung des Ueber-tauchens und Metallgeschirr mit isolierten Griffen.

In der Ausstellung der Küchenmaschinen dominieren die guten Fabrikate der Alexanderwerke. Man sieht hier Messerputzmaschinen, Fruchtpressen usw. Diese gewiß sehr praktischen Maschinen aber sind für den Arbeiterhaushalt zu teuer. Obgleich Kartoffeln das Hauptnahrungsmittel sind und täglich in einer großen Familie massenweise konsumiert werden, kann sich eine Arbeiterfrau die schnell und sparsam arbeitende Kartoffelschälmaschine nicht anschaffen, wenn sie 13,50 M. kostet, von einer Kuchenteigrührmaschine zu 13 M. ganz zu schweigen, die für den durchschnittlichen Einzelhaushalt trotz ihrer Vorzüge sinnlos ist.

Und damit wären wir schon mitten in der „Problematik“ dieser ganzen Angelegenheit. Sowie man nämlich an die Ruhbarmachung der Technik für den Einzelhaushalt herangeht, ergibt sich, daß diese Dinge nicht nur subjektiv unerschwinglich für den Einzelhaushalt sind, sondern objektiv im volkswirtschaftlichen Sinne unrentabel und unrationell durch eine im Verhältnis zu den Anschaffungskosten zu geringe Ausnutzung. Immer wieder drängt sich einem die Erkenntnis auf, daß diese Probleme im Rahmen des heutigen Kleinhaushalts überhaupt nicht lösbar sind, — eine Betrachtung, die die bürgerlichen Veranstalterinnen mit ihrer Ausstellung gewiß nicht gewollt haben. Ein weiterer Uebelstand ist darin zu erblicken, daß die empfohlenen praktischen Gegenstände längst nicht in jedem Haushaltsgeschäft zu haben sind. Das lange Laufen danach und Forschen kann aber weder die überlastete Arbeiterfrau, noch die berufs- oder ehrenamtlich tätige Frau der Mittelstandskreise leisten. Die Frauen können nur darin solidarisch sein, diese Artikel immer wieder auch von ihrem Händler, ja auch von ihrem Konsumverein so lange zu fordern, bis er sie führt.

Im Nebenraum wird die Hausfrau unentgeltlich in liebenswürdiger, sachverständiger Weise vor ihren Einkäufen beraten. Die auskunftgebende Dame verfügt über eine gründliche Material- und Quellenkenntnis, so daß sich für jeden größeren Einkauf im Haushalt das Ausschauen dieser Beratungsstelle wirklich lohnt.

Vor dem Verlassen des Hauses werfe man noch einen Blick in die Ausstellung der Hausgeräte auf dem Gas- und Elektrizitätsgebiet, veranstaltet von den städtischen Werken, ebenfalls verbunden mit Beratung aller Art. Besonders originell und für die Hausfrau in kleinsten Verhältnissen wertvoll ist die Ausstellung „Hausfrau hilf dir selbst“, die praktische Beispiele aus dem Gebiete der häuslichen Reparatur und Reinigung in Fülle bietet.

Den größten Wert hat die „Heibaudi“ für Brautpaare, die sich ihren Hausrat erst neu beschaffen müssen und ihre wenigen Mittel praktisch und rationell anlegen wollen. Diese sollten auf keinen Fall versäumen, sich aus der „Heibaudi“ die Rat schläge und Anregungen zu holen, die sie für die Einrichtungen ihres jungen Haushaltes gebrauchen können.

S e d w i g S c h w e r t z

Warum werben wir für unsere Partei?

Wir wissen, wie schwer die Not der Zeit auf allen Menschen lastet, die von ihrer Hände oder ihres Kopfes Arbeit leben müssen. Wir wissen, daß die Sorge jedes Tages: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden, die Frau, die Mutter am meisten bedrückt und am schnellsten zermürbt. Wir wissen, daß die e i n z e l n e ihrem harten Schicksal machtlos gegenübersteht und daß doch jede nach Erleichterung der Last, nach ein bißchen Freude und Schönheit sich sehnt. Und wir wissen, daß die Sehnsucht allein keine Aenderung unseres Schicksals herbeiführen kann. Darum muß sie der Antrieb zur Tat werden. Diese Tat heißt heute: **Z u s a m m e n s c h l u ß**, Kampfgemeinschaft aller, die zielbewußt ein anderes Leben für die arbeitenden, schaffenden Menschen wollen. Darum werben wir für die sozialdemokratische Partei, denn sie ist diese Kampfgemeinschaft.

Nur Arbeit, körperliche und geistige, schafft Werte, Kultur, Aufstieg eines Volkes. Darum müßte die Arbeit einen Ehrenplatz haben in der menschlichen Gesellschaft, müßte die Arbeiterklasse Führung und Macht besitzen in Staat und Wirtschaft. Warum ist es nicht so? Weil die arbeitenden Menschen sich noch nicht als Kulturmasse begriffen haben. Weil sie noch nicht e i n e Gemeinschaft der Arbeit bilden. Weil sie in ihrer Schwäche als einzelne nutzlos werden und so der kapitalistischen Ordnung der Dinge zu immer längerem Leben verhelfen.

Das gilt besonders für die Frauen. Sie möchten eine neue Zeit und stützen tatsächlich die alte. Wir wollen sie befreien aus ihrer Gebundenheit und Nutzlosigkeit. Sie sollen in unseren Reihen erfahren, wieviel neuen Lebens- und Kampfsinns das Gefühl der Zusammengehörigkeit geben kann. Sie sollen erfahren, daß das Streben aller für alle glücklicher macht und die Last des Alltags erleichtert. Darum werben wir für unsere Partei, weil sie die Kampfkameradschaft ist für Mann und Frau, für jung und alt.

Ausgang und Ziel unseres Strebens ist d e r M e n s c h.

Er soll satt sein und froh, damit er gut sein kann. Deshalb haben wir uns gegen die Zölle gewehrt, die die Bürgerblockregierung im vorjährigen Sommer gemacht hat, und die jedes Lebensmittel, jeden Nähfaden, jedes Kleidungsstück verteuerten. Darum verlangen wir Mittel für den Wohnungsbau; Sonne und Gesundheit soll in die Stuben kommen. Darum haben wir die Gesetzgebung vorwärts getrieben zu einem besseren Arbeiter-, Frauen-, Jugend- und Kinderschutz. Zu einer besseren Versorgung der Schwangeren, Wöchnerinnen und Säuglinge, der Kranken, Invaliden und Kriegssopfer. Ja, wäre die Sozialdemokratische Partei nicht da, dann wäre es um diesen gesetzgeberischen Schutz schlecht bestellt. Denn den bürgerlich-kapitalistischen Parteien ist nicht der M e n s c h in der Arbeit die Hauptsache, sondern der P r o f i t.

Wir wollen, daß das Menschentum in jedem einzelnen zu höchster Vollendung reifen kann, darum kämpfen wir gegen das wirtschaftliche Elend. Jeder soll fühlen, daß er Mensch ist und jeder soll Verantwortung empfinden für sich und für die Gesamtheit. Darum lehnen wir uns auf gegen jede Knebelung des Geistes; darum kämpfen wir um jeden Fortschritt in der Erziehung der Kinder.

Weil die gegenwärtige Bürgerblockregierung in einem neuen Schulgesetz die freie geistige Entwicklung hemmen, weil sie die Erziehungsmöglichkeiten verschlechtern will, darum schon sollte jeder Vater und jede Mutter gegen diesen Bürgerblock kämpfen. Mit uns kämpfen in unserer Partei, denn nur sie führt ernstlich den Kampf um die geistige Freiheit.

Wir werben für unsere Partei, weil unser Volk frei werden soll von seinem wirtschaftlichen und kulturellen Elend, weil die Arbeiterschaft die Machtstellung im Staat einnehmen soll, die ihnen gebührt. Weil wir wollen, daß ein Reich der Gerechtigkeit, des Friedens und des menschlichen Glückes ersteht. So geht der Alltagskampf um hohes Ziel. Kämpft mit uns.

C l a r a B o h m - S c h u c h.

Wege und Irrwege der Liebe.

Aus der Praxis der Eheberatung.

Eheberatung, sei eine kommunale Einrichtung oder getragen von einer bahnbrechenden privaten Vereinigung (Bund für Mutterschutz) verlangt wie kaum ein Zweig der sozialen Hilfsarbeit Einfühlungsvermögen und absolute Vorurteilslosigkeit. Hier kommt die sezuelle Not unserer chaotischen Lebenszeit trah und unverhüllt zum Ausdruck, hier sieht man Menschen in stranden an eigener Unzulänglichkeit oder der Widrigkeit der äußeren Verhältnisse, hier glaubt man oftmals in Abgründe der Verworfenheit zu blicken, wenn man nicht immer und immer wieder „durch tiefes Verderben ein menschliches Herz“ wahrnehmen würde. Wer mit der These „Der Mensch ist gut“ an eine solche Arbeit herantritt, erlebt bittere Enttäuschungen, wer da glaubt, „Der Mensch ist böse“, hat unrecht; nur wer erkannt hat, „D e r M e n s c h i s t s c h w a c h“, gewinnt die richtige Einstellung zu den Wirrnissen, die sich vor seinen Blicken austun.

Die Nöte, aus denen tragische Ehe- und Sexualschwierigkeiten entstehen, sind immer wieder die gleichen: Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, Trunksucht, Vererbung, Unwissenheit, neurotische Störungen, Sterilität und, unendlich bedauerlicher ihr Gegenteil, die Uebergeburtlichkeit. Lassen wir nunmehr die markanten Fälle einer Sprechstunde der Sexual- und Eheberatungsstelle in bunter Wahllosigkeit, wie in der Praxis selbst, an uns vorüberziehen.

I.

Eine ärmlich, aber sauber gekleidete Frau tritt ein. Sie ist schwanger. Seit einer Reihe von Jahren hat sie ein inniges Verhältnis mit einem unglücklich verheirateten Manne, dem nunmehr das vierte Kind entsprossen soll. Der Mann hat kein eheliches Kind, er hängt mit abgöttischer Liebe an seiner auferhebelichen Familie, aber die Ehefrau will sich in hartnäckiger Verbitterung nicht scheiden lassen. Wir überlegen mit der Frau hin und her alle Möglichkeiten, die Ehefrau zur Scheidung zu veranlassen bzw. von der Seite des Mannes aus einen „Grund“ zu finden, aber es ist umsonst. Der tote Geschehensbuchstabe kettet aneinander was nicht mehr zusammengehört und trennt die natürlich Verbundenen. Im Hauptpunkte können wir unserer Besucherin nicht helfen, aber vielleicht können wir durch kleine Erleichterungen ihr hohes Los für die Zukunft etwas mildern. Der doppelte Haushalt übersteigt weit die finanziellen

Kräfte des Mannes, eines einfachen Arbeiters, der über das gesetzliche Maß hinaus rührend für seine Kinder sorgt. Wir fordern also die Frau auf, bald nach der Entbindung zu uns zu kommen, um einem weiteren Kinderlegen unter diesen schwierigen Verhältnissen vorzubeugen — die Frau lebt mit ihren Kindern in einem Zimmer und macht schlechtbezahlte Heimarbeit. Ihr Blick leuchtet auf: „G i b t e s d a s, d a s h a b e i c h j a n o c h g a r n i c h t g e w u ß t?“ Zum viertenmal wird diese Frau, die in ihrer Auffassungsgabe und Ausdrucksfähigkeit durchaus über dem Durchschnitt steht, uneheliche Mutter, und weiß nicht einmal, daß es unschädliche Mittel der Vorbeugung gibt! Wir befehlen sie weiterhin, daß sie sich in der Republik ohne formale Schwierigkeiten die Bezeichnung „F r a u“ zulegen darf, die sie durch die Leistung der vierfachen Mutterschaft wahrlich verdient hat. Damit ist das lächerliche Odium des vierfachen „Fräulein Mutter“ von ihr genommen. Dankbar und erleichtert verläßt uns die Frau — und doch dünkt es uns so unendlich wenig, was wir für die Arme haben tun können!

II.

Als nächster erscheint ein etwa zwanzigjähriger junger Mann mit kindlich offenem Gesicht, zu dem das schone und verlegene Wesen in eigentümlichem Gegensatz steht. Er will durchaus nicht mit der Sprache heraus, erkundigt sich mehrfach, ob er hier auch an der richtigen Stelle wäre und gibt sich erst auf unsere Ermunterungen hin einen Stoß. Zögernd und stotternd kommt er damit heraus, daß er nächtliche Pollutionen hat und diese Erscheinungen für Anzeichen einer schrecklichen Erkrankung hält. In ruhiger Sachlichkeit, mit der das Heiße der Situation bald überwunden wird, klären wir ihn auf, daß diese Erscheinungen bei seiner gesunden, unberührten Jugend etwas durchaus Natürliches sind und zu keinen Besorgnissen Anlaß geben. Wir empfehlen ihm Sport, gesunde und einfache Lebensweise. Ganz erleichtert verläßt er uns, der in seiner Unwissenheit und Unaufgeklärtheit das Gegenstück zu dem noch immer an den Klapperstorch oder die Befruchtung durch einen Kuh glauben den jungen Mädchen darstellt. Liegt hier nicht eine schwere Ver- säumnisschuld der Eltern vor?

III.

Nummer drei ist wieder eine Frau in reifen Jahren, die vor nervöser Unruhe und Geniertheit nicht ruhig auf dem Stuhl zu sitzen vermag und abwechselnd rot und blaß wird, während ihr vor Erre-

gung der kalte Schweiß ausbricht. Mit großer Mühe bringt sie endlich heraus, was sie zu uns geführt hat. Sie hat bereits drei Kinder, und um weiteren Familienzuwachs zu verhindern, übt ihr Mann seit zehn Jahren nur noch den unterbrochenen Verkehr mit ihr. Beide Eheleute sind durch diese Art der Geschlechtsgemeinschaft schwer nervös geworden. Aus anezogener falscher Scham hat die Frau nicht früher und nur schwer den Weg in die Sprechstunde der helfenden Ärztin finden können. Auch hier ist Hilfe durch Aufklärung möglich. (Fortsetzung folgt.)

Eine kommunistische Wette.

Eine wahre Geschichte von A. Goritsch.

(Veröffentlicht in der Moskauer „Pravda“.)

Der Angestellte der „Sewfatorg“ Michael Grischin machte im Oktober in einem Moskauer Kino die Bekanntschaft der jungen Galina Sch. Sie verkaufte dort Programme und Ansichtskarten mit den Darstellungen der „Fimisterne“. Ihr hübsches Gesichtchen machte auf Grischin Eindruck, und er begann, häufiger das Kino aufzusuchen. Er erzählte dem Mädchen, er habe große Verbindungen und werde ihr Arbeit verschaffen; er sei „Marxist“ und werde ihr helfen, die Examina zu bestehen, die sie auf allerlei Kursen abzulegen hätte. Er lud sie zu sich ein und deutete ihr an, daß er gern in nähere Beziehungen zu ihr getreten wäre. Diese Begegnungen und Gespräche wiederholten sich öfters, und das junge Mädchen stattete ihm endlich einen Besuch ab.

Als sie zu ihm kam, sagte Grischin, daß das Stellengesuch seinen Preis habe: er wolle es schreiben, wenn Galina ihn „zärtlich küssen würde“. Da er ihr gefiel, so küßte sie lachend den „Marxisten“. Grischin schrieb das Gesuch, legte es jedoch in die Schublade und sagte, man könne das Schriftstück nur bekommen, nachdem man eine Nacht mit ihm verbracht habe. Dabei begann er, seine Anschauungen über Liebe und Ehe darzulegen. Er sagte, das Gefühl müsse frei sein; es sei unnötig, das Standesamt aufzusuchen, da die Registrierung eine bloße Formalität und es ohnehin unmöglich sei, einen Menschen für sein ganzes Leben zu binden; sie rüstere nichts, da er ja nicht der erste sei und augenscheinlich auch nicht der letzte sein werde usw. Die Sch. sagte jedoch, sie siehe zu der Frage anders. Sie habe noch nie in ihrem Leben solche Worte und Anerbietungen vernommen. Sie sei eine Jungfrau, und „Liebe für eine Nacht“ erscheine ihr widerlich und gemein.

„Eine Jungfrau?“ lachte Grischin laut auf. „Heutzutage? Lassen Sie doch diese Ammenmärchen!“

Das Gespräch nahm seinen Fortgang. Das Mädchen war verlezt, weil Grischin ihren Worten keinen Glauben schenkte, aber er lachte, höhnte und spottete und schlug ihr zu guter Letzt eine amerikanische Wette vor: Wenn es wirklich weiße Raben in unserem nächstem Zeitalter gebe und sie ihm dokumentarisch ihre Jungfräulichkeit beweisen würde, dann solle sie hinzieher fordern dürfen, was sie wolle. Er empfahl ihr, um jeden Irrtum zu vermeiden, einen bekannten Professor aufzusuchen, der ein bedeutender Spezialist in solchen Angelegenheiten sei. Es blieb unausgesprochen, was das Mädchen bewogen hat, auf diese „Wette“ einzugehen. Jedenfalls beachte sie sich ins gerichtlichmedizinische Ambulatorium der Abteilung für Gesundheitswesen, und die offizielle Instanz stelle ihre Jungfräulichkeit fest und handelte ihr ein entsprechendes Attest aus. Als sie mit diesem Attest zu Grischin kam, begann er wieder, sie zu bitten, sie möge doch über Nacht bei ihm bleiben. Die Sache, meinte er, stehe jetzt ganz anders; er liebe sie und sei bereit, sie zu heiraten. Die Ärzte hätten ihm schon längst geraten, zu heiraten, doch habe er es bisher nicht tun können, weil ihm das Schicksal noch keinen Menschen zugeführt habe, mit dem sein Leben für immer zu teilen er sich hätte entschließen können, denn ringsum gäbe es lauter Spießbürgerinnen. Wenn sie aber doch der Formalitäten bedürfe, so wolle er sich morgen mit ihr auf dem Standesamt eintragen lassen und sei heute, obgleich er als Marxist keinerlei Unterschriften anerkenne, bereit, ihr seinen Wunsch zur offiziellen Ehe schriftlich zu bezeugen. Er setzte sich an den Tisch und schrieb auf einen Zettel: „Indem ich heute die Jungfernschaft der Bürgerin Sch. nehme, verpflichte ich mich, morgen mit ihr aufs Standesamt zu gehen.“ Michael Grischin, Mitglied K. S. D.

Das Mädchen gab schließlich nach und blieb bei ihm. Als sie am nächsten Morgen erwachte, begegnete sie dem leeren Blicke fremder, kalter Augen.

„Nun, kleiden Sie sich an!“ sagte Grischin. „Ich gehe fort; es ist Zeit, daß ich mich zur Arbeit begeben.“ Sie verstand nicht, um was es ging, und versuchte eine Aussprache. Trocken sagte Grischin, da sei nichts zu reden. Ein Versprechen „im Paroxysmus der Leidenschaft“ habe keine Bedeutung, und wenn man alle heiraten wolle, so müsse man einen sechsstöckigen Harem errichten.

Sie stürzte an die Schublade, wo das Attest und seine Bescheinigung gelegen hatten. Beide waren verschwunden. Grischin beobachtete sie und lachte kalt mit wismengekniffenen Augen. Sie weinte und sagte, sie werde nicht fortgehen, weil sie nicht wisse, wohin sie gehen solle, und ihre Mutter sie aus dem Hause jagen werde, wenn sie alles erfahre.

„Nun, wenn Sie nicht gehen, so gibt es ja Hausknechte und Miliz!“ sagte Grischin ruhig.

Schluchzend hielt sie ihn zurück, als er nach der Türe ging, sah sie seine Hand, klammerte sich an seine Kleider, stellte sie nicht der Schande preiszugeben, sie zu schenken. Er aber stieß sie von sich und ging hinaus, um, wie sie glaubte, den Hausknecht und den

Milizsoldaten von seinem Posten zu holen. Da griff sie nach einem auf dem Tische liegenden Messer und schnitt sich in die Kehle. Die Wunde war nicht gefährlich, und der Arzt der Sanitätswache verband das Mädchen und weckte es aus seiner Ohnmacht. Nun schlen es ihr vollends unmöglich, im Krankenwagen zu Hause anzukommen. Sie weigerte sich, zu fahren, und stellte Grischin an, sie wenigstens für 24 Stunden im Zimmer zu behalten, damit sie sich beruhigen und mit sich ins reine kommen könne. Doch Grischin wollte keinen „Präzedenzfall“ schaffen. Er ging wieder hinaus und brachte diesmal einen Milizsoldaten vom nächsten Standorte mit.

Auf der Milizwache wurde über alles Vorgefallene ein Protokoll aufgenommen. Eine Untersuchung wurde eingeleitet, und Grischin wurde zur Verantwortung gezogen und dem Untersuchungsrichter vorgeführt. Fest und bestimmt erklärte er dem Richter, er liebe das Mädchen nicht und habe es nie geliebt. Er wisse nicht einmal, worüber er mit ihr sprechen solle, weil sie eine Spießbürgerin sei, politisch unentwickelt und aus einem fremden Milieu. Es sei ihm schon deshalb unmöglich, sie zu heiraten, weil er eine Frau und ein zwei Jahre altes Kind habe. Die Wette und das schriftliche Ehedversprechen seien als bloßer Scherz zu betrachten, und selbst wenn es ernst gemeint gewesen wäre, so wisse doch der Genosse Untersuchungsrichter, daß eine solche Bescheinigung keine Rechtsgültigkeit habe. Eine moralische Verpflichtung aber lege einem kritisch denkenden Menschen ein zufälliges nützliches Vergnügen nicht auf. Ihm als Marxisten liege jede Sentimentalität und jedes Vorurteil fern. Als man ihn dann in Hast nahm und ihm erklärte, man werde ihn richten und aburteilen, sagte er, er sei äußerst erstaunt über das Verhalten der Sowjetjustiz gegenüber dem spießbürgerlichen Benehmen der Vertreterin eines Milieus, das der kommunistischen Jugend und den Revolutionären fremd sei.

Der „Heid“ dieser Geschichte ist, Zeitungsmeldungen zufolge, zu mehrjähriger Gefängnisstrafe verurteilt worden.

Ein Gemeinderat aus lauter Frauen. Bei den letzten Gemeinderatswahlen in dem Orte Herck-la Wille in der belgischen Provinz Limburg hatten die Frauen eine Liste aufgestellt, die ausschließlich weibliche Kandidaten enthielt. Dieser Weg ist ja auch in Deutschland schon mehrfach vorgeschlagen, wenn auch noch niemals beschritten worden. In Belgien hat jedoch die Liste durch einen besonderen Umstand einen merkwürdigen Erfolg gehabt. Die Männer der betreffenden Gemeinde nämlich stellten nun ihrerseits eine Liste mit nur männlichen Kandidaten auf, versäumten jedoch den Termin der Einreichung. Ihre Liste wurde deshalb zurückgewiesen, so daß nur ein gültiger Wahlvorschlag eingegangen war. Dadurch setzt sich jetzt der gesamte Stadtrat dieser Gemeinde mit Ausnahme des gesondert gewählten Bürgermeisters ausschließlich aus Frauen zusammen.

Ein Amazonenstaat im Kaukasus. Die Moskauer Sowjetblätter berichten, daß eine von der Gesellschaft zur Erforschung Transkaukasiens ausgerüstete Expedition im Gebiet von Sakatal einen Bergstamm entdeckt hat, der vollständig unter weiblicher Herrschaft steht. Die Frauen und Mädchen betreiben Jagd, Fischfang u. a. sonst männliche Berufe, während die Hausarbeit von den Männern besorgt wird. Der Stamm führt den Namen Jassai, was soviel wie Mädchen bedeutet.

Ein weiblicher Schiffsingenieur. Wohl zum ersten Male in der Geschichte der Seefahrt hat jetzt in der englischen Handelsmarine eine Frau, Miß Victoria Drummond, das Patent als Schiffsingenieur erhalten. Bereits in ihrer Ausbildungszeit hat sie auf einigen Fahrten nach Australien den gleichen Dienst im Maschinenraum getan wie ihre männlichen Kollegen.

Rindermund.

Jürgen.

Es ist Hausrat. Papa und Mama zanken um das nie zu reichende Wirtschaftsgeld, und Jürgen's nervöse Mama hat eben ihr Haushaltsbuch zu Boden geschleudert — dabei ging mit lautem Geklirr auch eine Vase in Trümmer. Angelockt durch den ausnahmsweise nicht auf ihn bezüglichen Krach, öffnet Jürgen die Zimmertür, sieht die Beschädigung, und es entringen sich ihm die strafenden Worte: „Na, da bin ich ja in eine schöne Gesellschaft ringetaten!“

Jürgen ist ein „Nachkömmling“. Seine Schwester ist zwölf Jahre alt, er erst sechs, und sein großer Bruder Helli ist schon Wertstudent; aber Jürgen fühlt sich jedesmal schwer gekränkt, wenn er dem großen Bruder irgendwie eine Handreichung tun muß. „Jürgen, gib mir doch mal meinen Kragen rüber!“ verlangt Helli beim eiligen Ankleiden. Jürgen überreicht ihn, aber mit der Ernennung: „Da hast 'n! Du könntest aber wirklich nächstens selbständig werden!“

Jürgen ist zu Besuch bei Onkel Doktors im Landhaus. Tante Doktor ruft im Garten nach der Rolenschere und Jürgen gibt sie in ihre rückwärts ausgestreckte Hand, die Spitzen gegen den Handteller gerichtet. „Aul! Aber Jürgen, man hält die Schere doch andersrum, damit man den anderen nicht verletzt!“ — „Sol! Meinste vielleicht, ich will mich gerne pieken!“

Verantwortliche Schriftleitung: Wolfgang Schwarz, Berlin.